

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 35 (1931-1932)
Heft: 4

Artikel: Reise-Erinnerungen aus der Argentinischen Provinz Catamarca [Schluss]
Autor: Beder, Robert
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-662794>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

den sträubten sich, es war wahrhaftig leichter, am Kochherd zu stehen oder Hausarbeit zu verrichten, als mit einem Kind zu spielen! — aber zehnmal hielt ihr Pflichtgefühl sie wieder fest und ihre Liebe.

Sie durfte ihn nicht allein lassen, denn — mit dumpfer Angst fühlte sie's — denn dann kam jemand anders und nahm ihn ihr fort!

Blas und abgemattet blieb sie bei ihm sitzen; er hatte sie sehr gequält. Zuletzt fand er, ganz vergessen im Winkel des Spielschranks, ein wolliges Schäfchen, ein nur mehr dreibeiniges, zerzaustes, altes Spielthing aus seiner ersten Kinderzeit. Damit vergnügte er sich; das machte ihm mehr Spaß als die andern kostbaren

Sachen. Wie ein ganz kleines Kind saß er auf dem Teppich, hielt das Schaf zwischen den Knien und streichelte es.

Als er endlich im Bette lag, saß sie noch bei ihm und hielt ihm die Hand. Sie sang, wie sie ihn so oft eingesungen hatte:

„Schlaf, mein süßes Kind,
Draußen geht der Wind,
Höre, wie der Regen fällt
Und wie Nachbars Hündchen bellt!
Hündchen hat den Mann gebissen,
Hat des Bettlers Kleid zerrissen —“

Immer leiser hatte sie gesungen; jetzt glaubte sie ihn eingeschlafen, da riß er ungestüm seine Hand aus der ihrigen: „Hör' auf mit dem Lied! Ich bin kein kleines Kind mehr!“

(Fortsetzung folgt.)

Stille.

O Einsamkeit, du traute,
Die mich umfängen hält,
Wie liegt so fern die laute,
Die friedelose Welt!
Die Augen kann ich schließen
Vor allem, was da stört,
Die Ruhe ganz genießen,
Nach der ich lang begehrt.

Nichts regt sich in den Zweigen,
Nichts regt sich auf der Flut.
O schaurig süßes Schweigen,
Du kust der Seele gut.
Ihr ist, als könnt' sie schweben,
Befreit von Last und Not;
Ich weiß nicht, ist es Leben?
Ich weiß nicht, ist es Tod?

Nun in des Himmels Ferne
Blinkt auf ein goldner Kranz.
Wie friedlich seid ihr, Sterne,
Wie still ist euer Glanz!
Mir klingen alte Lieder,
Die einstmals mich beglückt,
Mir ist, als würd' ich wieder
Ans Mutterherz gedrückt.

Johannes Trojan.

Reise-Erinnerungen aus der Argentinischen Provinz Catamarca.

Von Dr. Robert Beder, Buenos Aires.

(Schluß.)

Während die Vegetation der Gebirge Catarcas dem Laien oft ärmlich erscheinen muß, bietet die höhere Tierwelt mit ihrem Arten- und Individuen-Reichtum einen um so auffallenderen Gegensatz, der jenen Gegenden einen besonderen, belebenden Reiz verleiht. Wie wäre den argentinischen Cordilleren ein Tschudi zu wünschen, der mit feiner Beobachtungsgabe uns von dem Leben jener Tiere berichten würde. Was ließe sich da nicht alles erzählen von den Felsenbizcachas, den Murmeltieren vergleichbar, den großen hellroten Füchsen aus der Gegend

von Capillitas, den niedlichen Chinchillas¹ mit ihrem kostbaren Fell, die noch weit im Norden, in den Einöden der Laguna Blanca ihre Höhlen bauen! Und dann von der befiederten Welt, von den schwirrenden Colibris, hier sinnig „Picaflor“ genannt; von dem bunten Heer der Papageien, die in den Abendstunden zu den Wasserstellen und Maispflanzungen in den Quebradas ziehen und kurz vor Sonnenunter-

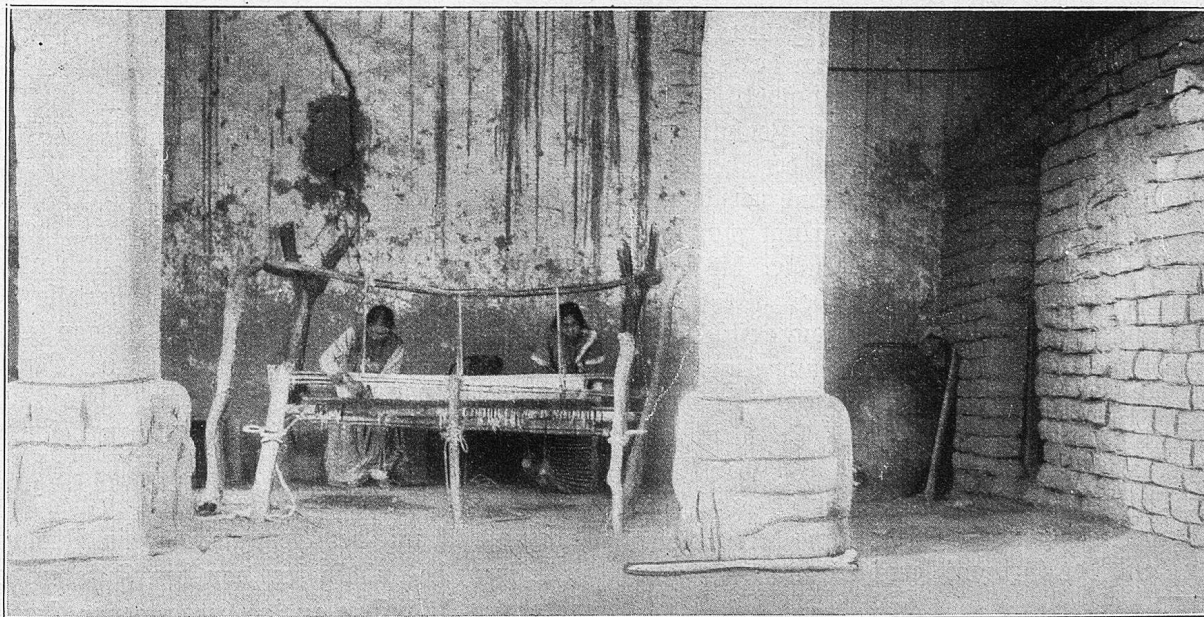
¹ Das Chinchilla gilt heute als annähernd ausgestorben; seines wertvollen Felles wegen der Verfolgung des Menschen zum Opfer gefallen.

gang mit gefülltem Kropf in freischwebenden Schwärmen wieder ihren Nistplätzen in der Ebene draußen zusteuern. Ferner müßte man ein Kapitel den vielen Arten der Eulen, Adler und Geier widmen, besonders dem majestätischen Condor, der würdig befunden wurde, als Wappenträger der Nachbarrepublik Chile angenommen zu werden.

Doch wenden wir uns lieber einem einzelnen Falle zu, der in mehr als einer Hinsicht von Interesse sein dürfte. Was den Alpen die Gemse, ist den Gebirgen Argentiniens das Guanaco. Deren Zahl hat aber auch hier leider schon stark abgenommen, und die Zeiten sind endgültig vorbei, da man auf den Minen fast ausschließlich auf deren Fleisch angewiesen war. Da wo man heute noch Gruppen von 10 bis 20 Stück sieht, weideten noch vor einem halben Jahrhundert Herden von mehreren Hunderten von Exemplaren. Doch der Mensch hat kein Erbarmen, und so werden auch die letzten Reste mit der Zeit verschwinden. Wohl gibt es Gesetze, welche die Jagd in vernünftige Bahnen zu lenken versuchen, aber wer soll es unternehmen, in jenen enormen, einsamen Gebieten den Vorschriften zur Durchführung zu verhelfen, wenn sogar in den verhältnismäßig dicht bevölkerten Schweizeralpen die Figur des Wilderers, wenn auch vereinzelt, noch unter der Bevölkerung lebt? Dabei ist es weniger der Catamarqueño, der diesem Zerstörungswerk obliegt und nur dann einen Schuß abfeuert,

wenn ihm seine Beute auch einen entsprechenden Nutzen abwirft. Vielmehr ist es eine gewisse Klasse von Einwanderern aus dem „zivilisierten“ Europa, die aus reiner Lust an der Knallerei jedes tierische Lebewesen, das ihnen vor das Gewehr läuft, umzubringen suchen, wenn es auch nur wäre, um ihre Zielfertigkeit zu produzieren. Da bezeugten die „wilden“ Ureinwohner der Cordilleren einen größeren Weitblick, indem man erzählt, daß sie die weise Einrichtung getroffen hätten, die Guanacos und ganz besonders die diesen nahe verwandten Vicuñas nicht zu vertilgen, sondern alljährlich durch Einkreisen zusammen zu treiben, mit den Wurffugeln einzufangen, um ihnen die dicke Wolle abzunehmen und sie nachher wieder laufen zu lassen.

Das Guanaco ist aber nicht ausschließlicher Bewohner des Gebirges. Wie es in den Alpen unter den Gensen „Grattiere“ und „Waldtiere“ gibt, so lebt auch ein Teil der Guanacos fast ausschließlich in der Ebene; in Patagonien bewohnen sie sogar vorwiegend die Tafelländer. Anders die Vicuñas, dies sind echte Gebirgsbewohner. Ihre Vorsicht und Gewandtheit sind fabelhaft, aber wegen ihrer ganz besonders kostbaren und feinen Wolle wird ihnen vom Menschen stark zugesetzt; allerdings stellt die Jagd auf Vicuñas Anforderungen an den Jäger, die nur die wenigen erwerben, die sich ganz dieser Beschäftigung widmen. Von dem Ertrage der Wolle lebend, führen diese Leute ein mühseliges



Webende Frauen in Belén. Verarbeiten der Vicunawolle zu Ponchos.



Kinder und spinnende Frauen in Belén.

und abenteuerliches, aber für sie völlig befriedigendes Leben. Es sind heute eigentlich nur noch zwei Orte, in denen die Verarbeitung der Vicuña- oder Vicuña- und Vicuña- Wolle einen besonderen charakteristischen Erwerbszweig bildet, Belén und Santa María in Catamarca. Vor gar manchem Hause sieht man dort die weibliche Bevölkerung beschäftigt, die gereinigte Vicuña- oder Vicuña- Wolle von der Kunkel auf einen Faden zu spinnen, der um eine in der Hand gehaltene Spindel geschlungen wird, die an ihrem Ende ein rundes, ausgehöhltes Steinchen trägt, um damit besser den notwendigen Schwung zu erzeugen, der den Faden dreht. Bei den alten Calchaqui-Indianern hatte dieses Steinchen, die „muhuna“, eine symbolische Bedeutung und war oft mit allerlei Zeichnungen in Relief versehen. Leider ist in der heutigen profanen Zeit dieser schöne Brauch verschwunden. Den gesponnenen Faden bringt man auf äußerst primitiv gebaute Webstühle, bis wiederum nach vieler Tage Arbeit das alte indianische und später nationale Kleidungsstück, der Poncho, fertig erstellt ist; ein viereckiges Gewebe, mit einer Öffnung in der Mitte, um den Kopf durchstecken zu können. Er dient als Schutz in Sturm und Regen, als Kopfkissen oder Bettdecke im Nachtlager, aber auch bei glühender Sonnenhitze stülpt ihn der Criollo über (und der Gringo² lernt es auch), um die

direkte Erwärmung der Kleider durch die Strahlung abzuschwächen. Der Preis eines echten Vicuña-Ponchos (es gibt auch schon in diesem Artikel meist leicht zu unterscheidende Nachahmungen) ist allerdings etwas hoch, streng genommen aber immerhin noch wohlfeil, wenn man die Kostbarkeit des Rohmaterials und die mühsame Art der Bearbeitung in Betracht zieht. Die bekannteste und am meisten geschätzte Sorte hat die natürliche, charakteristische braune Farbe der Rückenwolle der Vicuñas; der Preis beträgt, vom Produzenten direkt verkauft, je nach der Sorgfalt in der Ausführung und Gleichmäßigkeit in der Farbe etwa 70—100 Pesos (150—210 Franken³). Wurde dagegen die lichtere, fast noch feinere, gelbbraunliche Bauchwolle verwendet, so ist der Preis etwas geringer. Ganz besonders hoch werden diejenigen Ponchos eingeschätzt, deren Einschlag ebenfalls aus Vicuña- oder Vicuña- Wolle und nicht, wie bei den gewöhnlichen, aus Baumwolle besteht. Nur noch vereinzelt werden sie von ganz besonders geschickten Weberinnen in Santa María hergestellt; der Preis kann sich oft auf mehrere hundert Pesos stellen. Einen besonderen Vorteil bieten diese Ponchos nicht, doch bezahlt man die größere Schwierigkeit in der Herstellung auch mit der Genugtuung, ein Produkt zu besitzen, das völlig frei von den Zutaten der modernen Industrie an die vergangenen Zeiten erinnert.

² Der Fremde, Ausländer. ³ Heute beträchtlich mehr, da die Tiere am Aussterben sind.

Einmal im Jahre kommen Händler nach jenen Ortschaften und kaufen die Ware auf, um sie nachher in den Städten, besonders in Buenos Aires, mit reichem Gewinn an die Estancieros der Pampa abzusetzen.

Auch die Wolle der Guanacos wird in derselben Art versponnen und gewoben, doch verteilt sich diese Industrie fast über das ganze Gebiet der argentinischen Cordilleren und ist besonders in Patagonien zu Hause. Diese Gewebe erreichen aber nicht entfernt die Feinheit und die edle Farbe derjenigen aus Vicuña-Wolle.

Die Schafswolle wird vorwiegend zu Bettdecken und Schabracken verwoben, wozu jedoch das Garn vor der weiteren Verarbeitung gefärbt wird. In jedem Kramladen der Einöde sieht man auf irgend einem Gestelle die Büchsen europäischer Anilinfarben, doch werden wieder neuerdings die natürlichen Pflanzenfarbstoffe verwendet, welche aus Blättern, Rinden und Wurzeln der verschiedensten einheimischen Gewächse früher allgemein gewonnen wurden. Eine fast abgeschlossene populäre Wissenschaft hat sich aus uralten Zeiten erhalten, um fast die ganze Farbenskala für das Färben der Wolle zu bewerkstelligen. Mit großem Geschick wissen die Weberinnen die bunten Fäden zu einfachen Ornamenten zusammen zu stellen, die in ihrem Charakter die altindianischen Motive in immer veränderter Mannigfaltigkeit wiederholen, ohne daß sich die Leute selber Rechenschaft davon ablegen. Einen besonderen Ruf haben die Decken und Teppiche des Departementes Tulumba in der Provinz Cordoba, wo besonders in früheren Zeiten unter der Kolonialverwaltung wahre Kunstwerke hergestellt wurden. Vor kurzem ist in der Stadt Cordoba auch eine Schule eröffnet worden, wodurch man diese echt nationale Kunst wieder zu Ansehen bringen will unter ausschließlicher Verwendung der natürlichen Pflanzenfarbstoffe.

Auf einer meiner letzten Fahrten hatte ich die Raolinlager von Roman zu besuchen, die am westlichen Abhange der Sierra de Ambato, der südlichen Fortsetzung des Conquijamassivs gelegen sind. Sie waren erst kürzlich entdeckt worden, genauer gesprochen, waren sie schon lange bekannt, doch erst die letzten Jahre hatten die Möglichkeit heranreifen lassen, diese Substanz für die Industrie auszubeuten, so daß man sich an deren Existenz nun wieder erinnerte.

Es war ein herrlicher Frühlingsabend, als wir mit dem Dienstauto der argentinischen

Nordbahn von Mazan aus nach Norden fuhren, am Fuß der mächtigen, sanft geneigten Schuttfegel entlang, die sich von den steilen Schluchten der Sierra de Ambato fächerförmig am Rande des Gebirges in ununterbrochener Reihenfolge ausdehnen. Weit oben schimmerten die weißen Häuschen von Roman, Rosario de Colana und Mutquin aus den dunkeln Pappelgruppen hervor. Da hält das Auto auf offener Strecke, wir steigen aus, und da ich in Begleitung der schon früher erwähnten Herren reise, die den Besuch angesagt hatten, werden wir von den persönlich anwesenden Autoritäten von Mutquin aufs herzlichste begrüßt. Fast die gesamte männliche Bevölkerung des Dörfchens hatte sich zu dem Empfang eingefunden, jeder zu Pferde, die Vermöglicheren mit silberbeschlagenem Reitzzeug und Gerte, dem Stolz des Criollo. Das Gepäck wurde für späteren Nachschub zurückgelassen, und im Galopp ging es bei einbrechender Nacht den Abhang hinan auf einer jüngst dem Verkehr übergebenen, im Zickzack verlaufenden Straße. Es war schon dunkel geworden, als die Reitergruppe auf den dampfenden Pferden in Mutquin anlangte. Aus den Häusern, die sonst um diese Stunde schon in tiefster Ruhe daliegen, schimmerten Lichter, Frauen und Kinder standen unter den Türen, um die Ankunft der Gäste als seltenes Ereignis bestaunen zu können. Vor dem besten Hause des Ortes wurde abgestiegen, und mit freundlichem „hasta mañana!“ verschwanden die Begleiter allmählich im Dunkeln, während wir noch bis in die tiefe Nacht um einen überreich gedeckten Tisch versammelt blieben.

Mutquin ist ein kleines, aber eines der ansprechendsten Dörfchen von Catamarca. Hoch oben auf dem Schuttfegel und nahe dem steil aufstrebenden Gebirge gelegen, erinnert es etwas an unsere schweizerischen heimeligen Bergnester. Einfache weißgealkte Häuschen liegen inmitten der Rebberge und zahlreichen Nußbäume. Bald hier, bald da hört man die murmelnden Wellen der Bewässerungskanäle, die sich zwischen den Grundstücken durchschlängeln, bis sie das Land erreicht haben, das sie beriefeln sollen und dort vom Besitzer bald zu diesem Bäumchen, bald zu jenem Beete gelenkt werden, um die Erde zu tränken. Das Wasser ist für diese Ortschaften das Alfa und das Omega ihrer Existenzbedingungen. Von der Wassermenge des Bergbaches hängt die kultivierbare Oberfläche ab, jeder Tropfen wird wohl ausgenützt,

und eine Erweiterung des Anbaues ist fast ausgeschlossen. Der Bergbach wird an einer passenden Stelle abgefangen, und Hunderte von Rännälen und Gräben, die nach außen zu immer schmäler werden, breiten sich wie die Äste eines Baumes über den sanften Abhang aus. Ein Mann ist von der Gemeinde beauftragt, die Verteilung des Wassers nach einem über den ganzen Monat verteilten Stundenplan zu besorgen und das Schleusensystem, die Staubretter und Erddämmchen so zu stellen, daß jeder Besitzer seine ihm verbuchten Stunden von Wasser erhält. Das Wasserrecht ist in der Provinz Catamarca unabhängig vom Boden; es kann wie dieser gekauft und wieder veräußert werden. Da gibt es Leute, die haben nur wenig Land, aber viele Stunden Bewässerung und können demnach andere, ertragreichere Anpflanzungen halten als der Nachbar, der vielleicht mit geringerer Stundenzahl, aber größerer Bodenfläche mit anspruchloseren Kulturen sein Auskommen finden muß. Außer dem Grundbesitz in der Ortschaft kann jeder Einwohner ein ebenso bewegliches Recht auf das unbebaute Land im Gebirge oder in der Ebene erwerben, eine Einrichtung, die etwa unserem Allmendrecht entsprechen würde. Da kann er auf seine Rechnung Rindvieh oder Ziegen halten, kann sich auch ein Häuschen dort erstellen und ein freies Leben führen, nur darf er kein Wasser aus den Rinnälen weggleiten.

Neben dem Weinbau ist für die Ortschaften Catamarcas die Viehzucht der Haupterwerbszweig, der in guten Zeiten reichen Gewinn einbringt. Kommen aber trockene Jahre, da viele Tiere aus Futter- und Wassermangel eingehen, so kommen für den weniger vermöglichen Mann Tage der Entbehrung, denn die Ernte an Wein, getrockneten Pfirsichen und Nüssen ist dann meist auch mehr oder weniger in Mitleidenschaft gezogen und vermag auch sonst nicht, den Ausfall am Ertrag der Viehzucht völlig zu decken. Dann kommen die guten Zeiten für die Krämer jener kleinen Ortschaften, die Totengräber des Wohlstandes der Landbevölkerung. Weit aus die Mehrzahl unter ihnen rekrutiert sich aus Syriern und Arabern, oft des Lesens und Schreibens unkundigen Leuten, aber ausgestattet mit Handelsgeist und der nötigen Unverfrorenheit. Sie wuchern sich auf Grund dieser Eigenschaften im Laufe der Zeit oft zu wahren Dorfmagnaten empor. Ihre minderwertige Ware vertauschen sie an die Bewohner gegen Natura-

lien, verschmähen aber in deren Ermangelung auch nicht Landstücke, Land- und Wasserrechte in Zahlung oder Garantie zu nehmen, die der Schuldner nicht immer einlösen kann. Daß bei solchen Verhältnissen an keine gesunde Entwicklung dieser Ortschaften zu denken ist, kann man leicht begreifen. Um so erfreulicher ist es deshalb, wenn einsichtsvolle und einflußreiche Argentinier durch neue Erwerbsmöglichkeiten einen Ersatz für die der Landwirtschaft ungünstigen Jahre zu schaffen versuchen.

Während der Tage meines Aufenthaltes in Mutquin durchstreifte ich die Gegend nach allen Richtungen und sah oft links und rechts am Wege bald in der Ebene, bald an den Abhängen die Trümmer altindianischer Bauten, das eine Mal waren es Festungen, dann wieder Siedelungen oder Bewässerungsanlagen, die mir herüber winkten und mich einluden, dort zu graben und zu schaufeln, doch war leider die Zeit zu knapp bemessen, und ich mußte mich damit begnügen, die bloße Tatsache deren Existenz festzustellen, um sie der berufenen Kenntnis eines Archäologen zum Studium zu überlassen.

Eines Abends ritten wir auch von der Arbeit nach unserem Standquartier zurück; ich war in Gedanken versunken und höchstens darauf bedacht, nicht mit den stacheligen Säulenkakteen in Berührung zu kommen, als ich plötzlich aus den Ästen eines mächtigen Algarrobobaumes, den auffallenden, klagenden Doppellaut eines Vogels vernahm. „Diga patron, es el pajaro Crispin,“ rief mir der Knecht zu, und auf dem Heimwege erzählte mir der Begleiter folgende Legende über ihn:

Ein Mann, mit Namen Crispin nahm ein junges, lebensfrohes Weib zur Frau. Ihre Leidenschaft, das Tanzen, trieb sie aber auch jetzt noch von Fest zu Fest. Eines Tages war sie auch wieder in froher Gesellschaft, als ein Mann auf sie zutrat und sprach: „Dein Mann ist krank geworden und bedarf der Pflege, gehe nach Hause!“ „Gleich werde ich kommen,“ antwortete sie, „nur den nächsten Tanz will ich noch mittun.“ Aber sie blieb dennoch. Nach einiger Zeit kam wieder jemand, der sie warnte: „Dein Mann liegt im Sterben und fragt nach dir, beeile dich nach Hause zu gehen!“ Aber auch diese Warnung blieb unerhört. Nun kam nochmals ein Bote und sprach: „Dein Mann ist soeben gestorben, raffe dich auf und verlasse das Fest!“ — „Ich kann nicht, ich tanze weiter,“ sprach sie, „zum Trauern ist noch lange Zeit.“

Gegen Morgen, als sich die Gäste verzogen hatten, kehrte sie in ihre Wohnung zurück und überließ sich der Trauer. Aber bald sollte sie nun auch sterben, und zur Strafe für ihren sündhaften Leichtsinns wurde sie in einen Vogel verwandelt, um Tag und Nacht, ob Sommer oder Winter, in alle Ewigkeit ihren „Crispin“ zu beklagen.

Für einen Folkloristen wäre es eine dankbare Aufgabe, dergleichen Sagen und Legenden in den argentinischen Gebirgen nachzuspüren und zu untersuchen, welchen Anteil daran der christlich-europäische Einfluß nimmt und welche Formen mehr altindianischen, bodenständigen Wurzeln zuzuschreiben sind. Es kann auch gar nicht so lange her sein, daß die alte Quichua-Sprache, die heute auf Bolivia und Peru beschränkt ist, noch allgemein bei der Landbevölkerung bekannt war; man trifft in Catamarca hie und da alte Leute, die jene Sprache noch kennen, und in der vom Verkehr so wenig berührten Provinz Santiago del Estero ist sie auch heute noch ziemlich verbreitet. Aber auch unter den jüngeren Leuten der Provinz Catamarca muß diese Sprache noch mehr bekannt sein als man allgemein annimmt, obwohl sie, aus irgend einer abergläubischen Ursache, es strenge vermeiden, dies merken zu lassen. Ganz per Zufall kam ich einst darauf, als folgende Geschichte passierte:

Eines Tages kamen wir von einer längeren Gebirgsfahrt zurück, und da es schon etwas zu

spät war, um Andalgala zu erreichen, blieben wir in dem Gehöft eines alten, härtigen Mannes in Amanao. Da war reichlich Luzerne für die Tiere zu haben, sowie frisches Wasser, und unter den mächtigen Feigenbäumen in der Sommernacht das Feldbett aufzuschlagen, war ein Genuß. Die Knechte fanden bald, daß der alte „Don Tusquero“ ein Fäßchen Wein in seiner Bude hatte und kauften sich nach langer Entbehrung einen Schoppen nach dem andern. Es mochte schon dem Morgen entgegenrücken, als ich durch einen seltsamen Gesang geweckt wurde. Zuerst suchte ich den Sinn der Worte zu erfassen, merkte aber bald, daß sie nicht der spanischen Sprache, sondern dem Quichua angehören mußten. Lange horchte ich dem fremdartigen, etwas unheimlichen Gesange, den die frohe Gesellschaft angestimmt hatte, aber des folgenden Tages wollte sich auch nicht einer von den Burschen entsinnen, daß er, angeregt durch den dunkeln Traubensaft, gesungen hätte und dazu noch in Quichua. Vor kurzem habe ich in der Provinz La Rioja von jenem mysteriösen Gesange reden hören und die paar ersten Worte, jedoch ohne Übersetzung, davon vernommen, doch habe ich leider noch niemanden getroffen, der mir über das Lied und seine Bedeutung hätte genauere Auskunft geben können. Noch auf lange Zeiten hinaus wird Catamarca für die Wissenschaftler aller Richtungen ein Feld anregendster und fruchtbringendster Arbeit bleiben.

Das Volkslied.

Ihr Volkslieder alle, ihr Weisen traut,
Wie Blumen duftig, wie Mondlicht umspinnen,
O ihr lebendigen Wasserbronnen,
Wie lausch' ich bewegt eurem sinnigen Laut!
Wer hat euch erdichtet? Wer hat euch erfunden?

Das Volk. Mein Volk. Ich staun', ich staun';
Bin selbst aus dem Volk hervorgekommen,
Sind kühnliche Männer und brave Frau'n,
Sie spinnen und weben und ackern und bau'n,
Ich habe ihre Lieder gar oft vernommen.

Die Mutter zum Kind und Mann zu Mann,
Der Bursch seinem Mädchen, Lieder und Schnurren;
Wie hört sich das innig und sinnig an
Vor dem Fenster und draußen im Tann,
In den Spinnstuben drin, wenn die Räder surren.

Ich kenn' euch so gut, in Nord und Süd,
Hab' euch bei Arbeit und Festen gesehen,
Ins Leben stürmend, vom Leben müd,
Blühend und glühend und ausgeglüht;
Wo aber mag euer Lied entstehen?

Wer dichtet die Lieder? Ich kenn' euch genau,
Ihr Burschen und Mädchen, ihr stolzen und schlichten,
Mit blonden Haaren und Augen blau,
Ihr Greise und Mütterchen, ziffrig und grau,
Ihr singt die Lieder! Doch wer mag sie dichten?

„Dichten? Die dichten sich ganz allein!
Die hat vielleicht der Mondschein gesponnen,
Oder das Leid und die Liebe erfunden,
So ein Lied will nichts als gesungen sein!“
O ihr lebendigen, quellenden Bronnen!

Hugo Salas.